

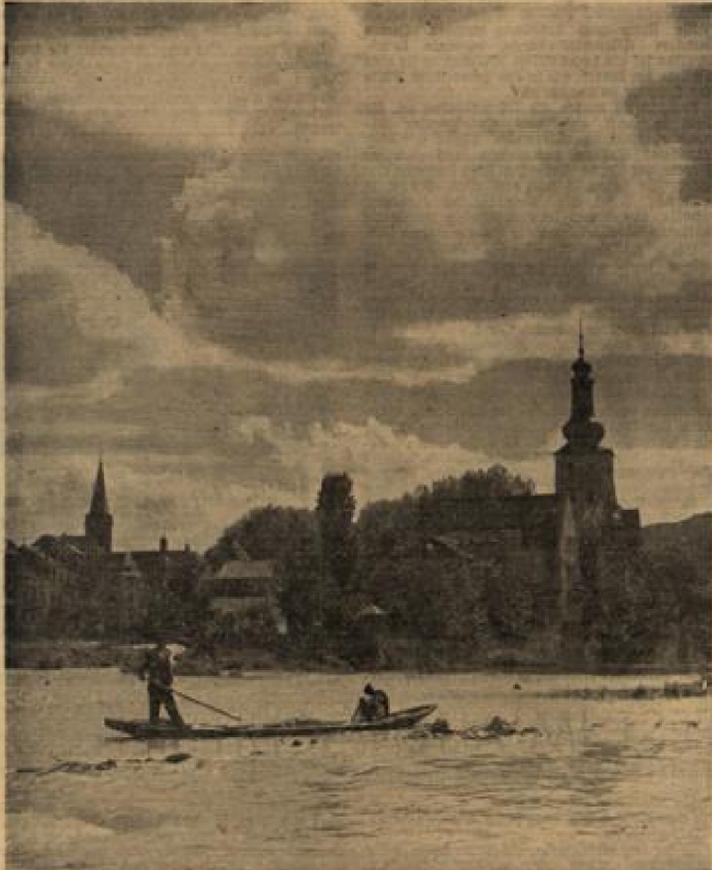
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ettlinger Zeitung. 1949-1973 1952

226 (27.9.1952) Der Sonntag

Der Sonntag



FISCHER AUF DER NAHE BEI BAD KREUZNACH

Eines der lieblichsten Nebentäler des Rheines ist das der Nahe. Vom Hunsrück kommend, mündet sie nach einem Lauf von 112 Kilometern bei Bingen. Mittelpunkt des Nahewaldes und wegen seiner radioaktiven Quellen berühmt ist der Kurort Bad Kreuznach. Die Stadt blickt auf eine lange Geschichte zurück, die in vielen alten Bauten ihren Niederschlag gefunden hat. (Aufnahme: Heisterkamp)

Als tönten Erde und Himmel

Anton Bruckner in Bayreuth / Von Julius Mette

Ein sonniger Tag des Jahres 1877. Brütende Hitze lastete drückend auf Bayreuth. Auf einer der menschenleeren, winkligen Gassen des Städtchens stand unschlüssig ein offenbar nicht ostkundiger Mann. Er war ein gutmütig aussehender alter Herr mit schwarzem, abgeschabtem Rock, furchtbar weitem Kragen und richtigen Ziehharmonikahosen, die zwar viel zu weit, dafür aber auch viel zu kurz waren. Der Fremde sprach einen fröhlichen Bäckerjungen an, der, einen schweren Korb voll Backwerk am Arm tragend und mit der Linken eine feine hohe Zuckertorte auf seinem Kopf balancierend, daherschleifte. Beide schienen zufällig dasselbe Ziel zu haben, denn sie setzten gemeinsam den Weg fort, wobei der Alte dem Jungen die Zuckertorte trug. Im Rennweg machten sie vor einem schönen, ganz im Grünen liegenden Hause halt. „Da ist! Villa Wahnfried!“ sagte der Bub und rief am Schellenzug. Ein Diener öffnete und nahm das Gebäck entgegen. „Ich habe die Torte nur so ganz zufällig mit tragen helfen“, brachte verlegen lächelnd der Alte hervor. „Ich möcht halt gern den Meister persönlich sprechen.“ Durch die nicht ganz verschlossene Tür zum Arbeitszimmer des Meisters konnte der im Haus für wartende Besucher seine Anmeldung hören. „Da ist jemand, der Sie sprechen möchte, Meister!“ meldete der Diener. „Wer? Wie sieht er aus?“ „Eine ziemlich große Nase hat der und einen furchtbar weiten Kragen und so komische faltige Hosen.“ „Das kann doch nur der Bruckner aus Wien sein! Herin mit ihm!“ So kam Anton Bruckner zu Richard Wagner. Bruckner schaute zu dem großen Meister auf, den er verehrte wie keinen Menschen sonst auf der Welt. „Ich möchte Ihnen halt nur meine neue Symphonie vorlegen. Die dritte ist, die ich fertiggebracht hab“. In D-moll hab' ich sie gesetzt, schauen Sie!“ Doch Wagner wehrte etwas nervös ab: „Lieber Bruckner, ich hab' jetzt wirklich keine Zeit! Schauen Sie hier die Pläne zum Festspielhaus und da die Notenblätter zu den Nibelungen!“ „Aber, Meister, wenn Sie nur mal einen Blick auf die Themen werfen wollten“, bettelte der Besucher und entnahm seiner Handtasche eine umfangreiche Partitur. Wagner nahm die Notenblätter zur Hand, ging damit im Zimmer auf und ab, blieb plötzlich stehen, setzte sich, immer noch in die Komposition schauend, an einen Tisch und las und las. Schließlich wandte er sich an den

Wiener und sagte: „Lassen Sie mir die Partitur hier. Um fünf Uhr sind Sie hier mein Gast. Inzwischen schauen Sie sich doch einmal die Arbeiten bei der Festspielhalle an!“ Wie ein Träumender ging Bruckner durch die Straßen von Bayreuth und vergaß Essen und Trinken vor lauter Freude. Ganz unbewußt fand er den Weg zu dem grünen Hügel, auf dem die Bauhandwerker noch an den Grundmauern der Festspielhalle schafften. Dem Wiener Hoforganisten war es, als tönten Wald und Steine und Erde und Himmel wider von dem gewaltigen Klang der Wagnerischen Opern. Wie verzaubert stand er vor dem hohen Werk, das da vor seinen Augen wuchs. Eine Weile schaute Bruckner den Handlangern zu und rief dann lebhaft: „Darf ich helfen?“ Alle lachten über den zeltamen Mann, der im schwarzen Rock wie ein Schuljunge Stein um Stein herbeischleppte. Atemlos und bös bestaunt kam Anton Bruckner in Villa Wahnfried an, wo ihn Meister Wagner mit dem Ruf: „Sie haben mir einen frohen Tag gemacht!“ freudig umarmte. Und dann setzte Wagner erklärend hinzu: „Ich habe schon gedacht, nach Beethoven könnte keiner mehr eine Symphonie schreiben, aber Sie haben mich eines Besseren belehrt!“ Und als der Diener zwei große Hümpen mit Bier herbeischleppte, da hob Richard Wagner wild den seinen und rief: „Also, auf den größten Symphoniker nach Beethoven!“ und als Anton Bruckner bescheiden abwehrte, fügte er hinzu: „Nein, nein, das hat schon seine Richtigkeit!“

Wanderers Nachtlied

Verstehen wir es noch, Gedichte zu lesen?

Unserer schnelllebigen Zeit ist leider die Freude an der lyrischen Dichtung, die unsere Vorfahren so sehr begeisterte, verloren gegangen. Tempo, Tempo ist alles, und nicht einmal beim Lesen finden wir noch die Ruhe der Seele.

Ach, was sind wir Menschen des so gepriesenen 20. Jahrhunderts arm geworden! Der Menschengeist feiert Triumphe und doch, wie arm sind wir an Geist! Sind wir überhaupt noch fähig, ein lyrisches Gedicht, etwa „Wanderers Nachtlied“ von Goethe, nachzuerfinden? Der Einunddreißigjährige schrieb es am 6. September 1780 an die Wand des jetzt verbrannten Häuschens auf dem Kinkelhahn bei Immenau in Thüringen, und einundfünfzig Jahre später, am 27. August 1831, kurz vor seinem Tode, las der zweihundachtzigjährige Greis die Zeilen seiner Jugend noch einmal voll stiller Ergriffenheit, jene Zeilen, die den russischen Dichter Lermontow, wie so viele Begnadeten des Auslandes zu wertvollen Nachdichtungen veranlaßt haben:

Ueber allen Gipfeln
ist Ruh,
in allen Wipfeln
spürest Du
kaum einen Hauch:
Die Vögelin schweigen im Walde.
Warte nur, balde
ruhest Du auch.

Es ist vollkommen gleichgültig, wann und wo dieses Gedicht entstand, schreibt Wolfgang Goetz in seinem Lebenswörterbuch „Du und die Literatur“ (erschienen im Deutschen Verlag der Ullstein AG), „und wäre es uns ohne den Namen Goethe überliefert, was zu danken wäre, da die vertikal stehende Wand des Häuschens die Handschrift des Dichters durchaus verändert hat, bliebe uns das Glück dieser Verse dennoch. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, aber möglich, daß im Harz oder in Schlesien oder auch in Italien sich noch Goethesche Verse an einer Wand finden könnten. Hier ist das Gefühl, das uns bei sinkender Nacht überkommt, restlos eingefangen. In diesen vierundzwanzig Worten ersticht die ganze abendliche Welt so einseitig, daß selbst unsere größten Komponisten nicht vermocht haben, der Dichtung durch ihre Töne auch nur das Geringste hinzuzufügen. Im Gegenteil, sie sind ihr abträglich, denn dieses Gedicht ist Musik schlechthin.“

Neben dem Musik gewordenen Wort taucht vor uns die Landschaft auf, und zwar die Landschaft an sich, die wir im ersten Erwachen als solche erstmals schauten. Hier stehen wir vor einem Wunder, vor einer Offenbarung, also einem unmittelbaren Ausfluß Gottes oder der Natur oder wie wir das Unbegreifliche nennen wollen, denn nichts ist bedacht in diesem Gedicht, geschweige denn gekünstelt, alles strömt rein aus der Seele des Dichters oder wohl nur unmittelbar durch seine Seele zu uns . . .

An einer anderen Stelle dieser seiner „Einführung in die Kunst des Lesens und in die Weltliteratur“ meint Wolfgang Goetz: „Ganz reine Kunstwerke gibt es nur herzlich wenig. Betrachten wir die Lyriker, so haben selbst die größten — mit den Ausnahmen Goethe und Hölderlin — wohl nicht mehr als zwölf vollkommene Gedichte geschaffen.“

Hierbei braucht man den allzu strengen Maßstab Stefan Georges nicht einmal anzulegen. Man glaube ja nicht, daß diese kleine Anzahl wirklich gering sei. Zwölfmal in einem noch so langen Leben mit der Natur im gleichen Rhythmus geschwungen zu haben, zwölfmal Beauftragte Gottes gewesen zu sein, ist eine Gnade sondergleichen, wobei wir der Stunden des Betrachtens des Ein-seins mit dem All, die zu keiner Gestalt gelangten, nicht vergessen wollen . . .

„Die Blume verblüht, die Frucht muß treiben“

Gedanken zur Zeit der Reife / Von J. Saudis

Das gab's zu unserer Zeit nicht! — Diese Jugend von heute! Ich kann das Schimpfen auf die heutige Jugend einfach nicht mehr hören! Wenn man nämlich mal Gelegenheit hat, zu erlauschen, was sich ältere Herren gelegentlich am Stammtisch von ihren Jugendtränen erzählen . . .

Jedenfalls glaube ich, daß die Jugend von heute nicht ausgesprochen schlechter oder besser ist, als die Jugend früherer Zeiten. Wenn aber tatsächlich an dieser Jugend etwas nicht stimmen sollte, dann ist es um allerwenigsten ihre eigene Schuld, sondern die Schuld der Verhältnisse, in die sie hinein geboren wurde, also die Schuld der Alten, die für diese Jugend derartige Verhältnisse geschaffen haben. Wenn man überhaupt über ein Lebensalter klagen will, ist es wohl richtiger, wenn man etwas über das „Alter von heute“ sagt. Denn mit dem Alter von heute stimmt wirklich etwas nicht mehr.

Vor meinem Fenster neigen sich die Zweige des alten Birnbaumes unter der Last des Obstes; zwischen den saftig glänzenden Blättern hängen schwer und süß die reifen Früchte. Sie haben die äußere Härte und Festigkeit verloren, dafür bekommen sie die innere Süße und Milde.

Der ganze Blumen- und Blütenkult unserer Zeit scheint ein Ausdruck zu sein dafür, daß wir uns daran gewöhnt haben, das Leben unter dem falschen Gesichtspunkt der Blüte zu betrachten und nicht unter seinem Ziel der Reife und der Frucht. Und das ist das, was ich am „Alter von heute“ auszusagen habe.

Wenn die alte Generation nicht alt und reif sein will, sondern stattdessen immer nur neidisch auf die Jugend schaut und die Jugend als die Blüte des Volkes über alles setzt, als die „Garanten der Zukunft“ und was man alles gesagt hat, dann braucht man sich nicht zu wundern, wenn das Alter von den Jungen mit wenig Respekt angesehen wird. Wenn das Alter selber nichts von der Reife weiß und von der Frucht, dann wird die Jugend die Alten eben nur als verwelkte Blüten ansehen, als verkalbt und überflüssig.

Die Frucht entblättert die Blüte, aber sie ist mild und süß. Wir sehen und kennen eben so wenig alte, reife, milde Menschen voll Verständnis und Einfühlungsvermögen. Die Jugend ist hart und „schneidig“, alte, reife Menschen sind aber besonders dafür prädestiniert, am Menschen zu handeln, andere Menschen zu lehren, zu beraten und zu führen.

Für frühere Staatswesen war es selbstverständlich, daß den jungen, tatkräftigen Politikern und Heerführern ein „Rat der Alten“ (Senat oder Gerusia) zur Seite stand oder sogar übergeordnet war. Im Kriege kann eine Kompanie Soldaten auch mal von einem blutjungen, schneidigen Leutnant geführt werden, aber um einen Staat zu lenken, dazu gehört die Reife des Alters.

Insofern ist es eigentlich ein Lichtblick für unsere Zeit, und kann zur Hoffnung berechtigen in der Wirrnis der europäischen Geschichte, daß die großen Staatsmänner, in deren Hände im Augenblick die Geschicke Europas liegen, fast ausnahmslos greise, erfahrene Männer sind.

Auch die christliche Gemeinde wählt sich seit der Zeit der Apostel ihre „Aeltesten“, die die Leitung und Führung haben. Das Wort „Priester“ ist aus „Presbyter-Aelteste“ entstanden. Es ist wohl die schönste Frucht der Reife des Alters, andere Menschen zum Frieden Gottes und damit des Herzens führen zu können.

Die Großmütter und Großväter, die alten Tanten und Onkel haben hier tatsächlich große Aufgaben, zu helfen, zu führen und zu raten. Mittelpunkt des Friedens in den ruhelosen Häusern und Familien können sie darstellen. Vielleicht ist das traurige Los so vieler alter Menschen in unserer Zeit, daß sie

von den Jungen in die Altersheimen abgeschoben werden, zum großen Teil ihre eigene Schuld, weil sie nicht ihr Alter und die hohen Aufgaben, die Gott der Reife des Alters zugeordnet hat, auf sich nehmen wollen.

Blüte und Frucht, Pflanze und Tier wurden von Jesus von Nazareth als Gleichnisse und Hinweise auf die Pläne Gottes mit den Menschen gesehen. Allerdings spricht er von der Blüte und ihrer Schönheit nur einmal, da er seine Jünger auf die Schönheit der blühenden Lilie hinweist, die in ihrer Frucht die Herrlichkeit des Königs Salomo übertreffe. Desto mehr aber deutet sein Finger auf die Frucht, die „Fruchtleichnisse“ herrschen vor: Vom Weinstock, vom Weizenfeld, vom Feigenbaum, der keine Frucht bringen wollte.

So selbstverständlich, wie der Bauer von seinem Feld und seinen Bäumen Frucht erwartet, erwartet er, daß der Mensch in seinem Leben Frucht bringe. „Die Frucht aber des Geistes ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmut.“

EINEN ENGEL VON DEN BERGEN

Erzählung von Alice Fliegel

Sie war sechs Jahre alt, als ich sie das erste Mal sah. Blond und blauäugig, mit einem runden Apfelgesicht. Weil sie zu jeder Zeit, ob die Sonne schien, oder ob es regnete, der Enge der Stube entwich und draußen herumlief, nannte man sie Gassenbärbel.

Wenn der Föhn von der Bergen brauste und ihr rotes Röschchen wie einen Ballen aufplusterte, lief Gassenbärbel toll vor Freude über die Wiesen. Mit erhobenen Armen, als wolle sie alles, was ihre entzückten Augen sahen, Himmel, Wolken, Blumen und Sonne an ihr Herz nehmen . . .

Als ich an einem Sonntag in trübe Gedanken versunken, an einer Tannenhecke vorbeikam, bog Gassenbärbel vorsichtig die Zweige auseinander, zwischen denen ein Vogel sein Nest gebaut hatte. Mit ihrer testen kleinen Hand griff sie nach der meinen und zog mich näher, das Wunder zu bestaunen. Ihr strahlendes Lächeln fiel wie ein Tropfen Glück in mein Herz.

Von den Trümmern meines zerstörten Hauses, ohne Hoffnung war ich in das kleine Dorf gekommen. Allmählich schlossen sich die Wunden, und der Schmerz wurde sanfter. Wenn Gassenbärbels eigentümlich hohe singende Stimme etwas Zärtliches sagte, sah ich die Zukunft von der Sonne beschienen, die ihr Haar wie Gold leuchten ließ.

Ein kleines lustiges Ding, so stand sie zappelnd vor Ungeduld vor mir, damit ich ein Stück des Weges mit ihr ginge.

Da dachte ich: kann ein Mensch unglücklich sein, der die Fülle eines Sommertages so wie Gassenbärbels fröhliches Herz begreift?

Nur einmal habe ich Gassenbärbel traurig gesehen. Weiland saß sie auf den steinernen Stufen vor dem Haus und hielt ihre Puppe im Arm. Eine altmodische Puppe mit einem Kopf aus Porzellan. Sie war auf die Steine gefallen, und nun hatte der Porzellankopf ein großes Loch.

Ernst wie eine junge Mutter, die in Sorge um ihr krankes Kind ist, sah Gassenbärbel aus. Sie verband ihre Puppe, und die Tränen liefen ihr dabei über das Gesicht.

Leise strich ich über Gassenbärbels blonde Zöpfe. Einer von beiden hatte immer die Schleife verloren, so daß das offene Haar wie eine Seidenfahne wehte und über ihr Gesicht fiel.

„Vielleicht kommt mit dem Föhn einmal ein Engel von den Bergen und macht die Puppe wieder gesund . . .“ tröstete ich.

Wie die Sonne durch die Wolken bricht, leuchtete da ein Lächeln durch ihre Tränen.

„Ja!“ sagte sie mit einem tiefen Aufatmen.

„Ja . . . so wird es sein . . .“

Am anderen Tage kam sie lachend wie immer dem Föhn entgegen.

„Ich gehe den Engel holen!“ rief sie mir zu, und ihre Zöpfe flogen.

Nun bin ich nicht mehr in dem kleinen Dorf, aber ich werde dich nie vergessen, Gassenbärbel!

Wenn du einmal eine junge Mutter bist, und um dein krankes Kind Sorgen hast, dann werde ich dir die Geschichte schreiben, wie du, um deinem Puppenkind zu helfen, einen Engel von den Bergen holen wolltest . . .

Saßnitz ist jetzt ohne Schwedenfähre

Die Russen patrouillieren hier Tag und Nacht

Zwei haushohe stählerne Portale sind seit 43 Jahren die weithin sichtbaren Wahrzeichen des Saßnitzer Hafens. Seit 1909 sind diese Fährschiffandrücken auf der Insel Rügen das Verbindungsglied zwischen Schweden und Deutschland, dem hohen Norden und den Ländern Mitteleuropas. Und die acht D-Zugwagen oder 16 Güterwagen, die die Trajektschiffe „König Gustaf V“ und „Drottning Victoria“ über die Ostsee tragen und noch tragen (die kurz vor dem Kriege in Dienst genommene „Starke“ befördert sogar 28 Waggons) sind von dem D-Zugpaar 13 und 14 kaum noch wegzudenken.

Auch im Kriege verkehrte die Fähre noch. Seit 1942 allerdings nur noch die beiden deutschen Schiffe, nachdem ein schwerer Sturm sechs 20-Tonnen Kesselwagen mit Benzin von der „Drottning Victoria“ gefegt hatte. Die Wagen konnten erst kürzlich mit unverändertem Inhalt vor Saßnitz geborgen werden. Endgültig wurde der Verkehr erst nach dem vernichtenden Bombenangriff im März 1945 eingestellt. Mit zahlreichen Schiffen sanken auch die beiden deutschen Fährschiffe. Erst am 1. April 1948 lief wieder ein schwedisches Fährschiff im Hafen von Saßnitz ein.

Diese damals begrüßte Entwicklung wurde jetzt vom mecklenburgischen Minister für Wirtschaft und Aufbau als „Planfehler“ gerügt. Denn inzwischen hat die Parole vom „Aufbau des Sozialismus“ auch Saßnitz erreicht. Und um jede „Störung von außen“ zu

vermeiden, wird von Oktober an die Schwedenfähre weiter westlich nach Warnemünde verlegt. Damit verkrümelt man eine weitere Spermaßnahme deren es auf Rügen so viele gibt, daß die Beschränkungen nur noch mit einem Ausnahmezustand verglichen werden können. Denn nicht nur die Erholung suchenden Gäste, sondern auch die Fischer unterliegen scharfen Kontrollen.

Die Fischer dürfen seit langem keine selbständigen Fangfahrten mehr unternehmen. Sie müssen in Brigaden zusammengefaßt, in Wettbewerb und Arbeitsnormen fischen. Der Verdienst beläuft sich nur auf 1.000 bis 1.200 Ostmark im Jahr und gestattet ihnen kaum, die primitivsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen. Denn die Kollektivfischer müssen ihre Fänge zu Spottpreisen dem Fischkombinat abliefern und sich empfindliche Unterbezahlung gefallen lassen, wenn sie ihr Soll nicht erfüllen können.

Nach Kolberg, Swinemünde und Peenemünde hat Rügen, und ganz besonders Saßnitz, das Interesse der Russen gefunden. Sie patrouillieren hier Tag und Nacht, um nach Art des Kapertkrieges rücksichtslos die See abzufegen. Und wenn die Schwedenfähre von Trelleborg nach Warnemünde umgeleitet ist, wird man den „Aufbau des Sozialismus“ schneller verwirklichen können. Saßnitz jedoch verliert nicht nur seine Bedeutung als friedlicher Knotenpunkt im internationalen Verkehr, sondern wird noch weiter östlich liegen als bisher.

Ewig wandert der Dünensand

Das Wunder der Kurischen Nehrung

Die Kurische Nehrung ist eine eigene Welt, von der Wilhelm von Humboldt sagte, daß man sie gesehen haben müsse, wie Spanien und Italien, und groß war früher die Zahl der Sommerfrischler, die in dieser erhabenen Stille Ruhe und Erholung suchten. Dieser hundert Kilometer lange, schmale Landstreifen ist ein Land voller Wunder, es ist eine „Wüste am Meer“, die in der gewaltigen Fülle der Urnatur zu uns spricht.

Fremdartig muten die Dünenketten an, die bald in sanft auf- und absteigender Silhouette, bald in stürzender Stelle wie eine grandiose Kulisse auftauchen und sich im Dunste der Ferne verlieren. Hier herrscht der gelbweiße feine Sand, aus dem der ewig wehende Wind die Wander der Nehrung schafft, aus dem er im gigantischen Spiele die höchsten Wanderdünen der Erde erheben läßt.

Über all dem Gegensätzlichen gleißt die Sonne und waltet die Stille, die sich in einigender Harmonie dem Glitzern des Sandes und der malerischen Majestät der Dünenhöhen vermählt. Auf der einen Seite grüßt das Haff, still und gelassen wie das Land, auf der anderen Seite rauscht das gleichgekrönte Meer; und über dem Wanderer wölbt sich der hellblaue Himmel des Ostens.

Kurenkähne gleiten wie von Geisterhänden getrieben vorbei. Ruhelos ist das ewige Wandern des Dünensandes; er verschüttet Dörfer und legt sie wieder frei. Durch hemmende Bewaldung hat man dem Wandern des Sandes bei den Siedlungen der Menschen Einhalt geboten.

In die Vergangenheit fühlt sich der Mensch zurückversetzt, wenn ihm im moorigen Niederwald der urweltliche Elch über den Weg tritt. Alles Leben wird hier zum tiefinnigen Symbol. Vor der kümmerlichen und doch lebensbejahenden Flora, die sich auf dem kargen Sandboden zu behaupten sucht, lernt der Mensch Genügsamkeit und Selbstbescheidenheit; Lebensnot und Leidüberwindung wecken seinen Lebensmut, der heute noch aus ihren blauen Augen spricht, wenn man nun, fern ihrer Heimat, in ihre harten, weiter-

gebräunten, von Furchen und Falten zerrissenen Gesichter blickt. Sie haben sich von dem grausamen Schicksal nicht entwurzeln lassen und haben nun an Schlerwis-Holstein Küsten wieder genau so derb zugespuckt, wie sie es von ihrer Nehrung her gewohnt waren.

Ihre Frauen sind empfindsamer; sie tragen schwerer an ihrem billeren Lose. Aber in den Augen aller liegt eine tragische, rabulose Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, deren verträumte Stille und Weite sie im Herzen tragen.



AUF DER KURISCHEN NEHRUNG bei Purwin, einem Dörfchen unweit Nidden

„Sühst du nich, dai ik dod bin?“

Volkshumor aus Ostdeutschland / Von Ubrich-Hannibal

In einem Riesengebirgsdorf begegnete einige Wanderer einem armen neunjährigen, herzhaft ins Brot beißenden Jungen, der, weil sein Hemd in der Wäsche war, nur eine Jacke und eine Hose anhatte.

„Junge“, sagte einer der Wanderer, der den Knaben necken wollte, „di hast joa kee Hemde oa.“

„Nee“, schüttelte der kleine Kerl lachend den Kopf, „mer hon nackje Wuche.“

An der Oder in Stettin stand einer der als Ueckelspucker bekannten Bollwerksbrüder und spielte mit einem Geldstück in der Hand.

Pfötzlich, er hatte gerade wieder in den Fluß gespußt und sich über die vielen kleinen Fische gefreut, die von ihm gefüttert werden wollten, entfiel ihm das Geldstück und plumpste in die Oder.

Wehmütig sah er der untergehenden Silbermünze nach. „Verpusen wullt ik di joa“, sagte er gelassen, „aber nich up diese Art.“

Ein pommerscher Bauer, der einen Baum gefällt hatte, war von einem Ast am Kopf getroffen und bewußtlos geworden. Als er wieder zu Sinnen kam, sagte er: „Mudder, nu bin ik dod.“

„Vadding, du wast doch nicht!“ tröstete ihn seine Frau, während sie sich vergeblich bemühte, ihm eine Tasse Kamillentee an den Mund zu halten.

„Sühst du nich, dai ik dod bin!“ schimpfte der Bauer.

In ihrer Ratlosigkeit erkundigte sich die Bauersfrau beim Pfarrer, wie sie ihren Mann wieder von den Toten auferwecken könne.

Als sie von ihm erfahren hatte, daß das am besten mit dem Leibgericht ihres Mannes geschah, bereitete sie sich Klöße mit fettem Speck und gebratenen Eiern und begann mit gutem Appetit zu essen.

„Wat!“ sagte der angebliche Tote plötzlich, während er sich mit einem Ruck im Bett aufrichtete. „Du etist hier bradn Klöt un Speck? Giv her!“

„Awer Manning“, sagte die Bauersfrau, „du büst jo dod!“

„Ach wat!“ entgegnete ihr Mann, „du meenst woll, du kånstt hier allens alonen upeten!“ Stieg aus dem Bett und setzte sich zu ihr.

Zwei von einer Kirme im Nachbardorf recht unsicher auf den Beinen heimkehrende Waldenburger Kumpels stritten sich unterwegs, ob die Sonne oder der Mond am Himmel stand.

„Nee, Franz“, sagte der eine, „guck ock amol, do scheint wahrhaftich schon die Sonne.“

„Ober Kourie“, antwortete der andere, „bei dir hoan se wull eiebrocha, doas ies doch der Mond.“

Da kam ein Dritter schwankend des Weges.

„Oech, Herr Nupper“, wandten sich die beiden Kumpels an ihn, „kinn Sie ins nee

soan, ob doas die Sonne oder der Mond ies, mer hoan mitsomma gewett, eaber mir kinn uns nee eenig wern.“

„Oach, ihr liebe Leute“, antwortete der Angeredete, „nahmt mersch ock nee ver Uebel, ik koanz au noe soan, ich bien au nee zu hier.“

Nach des Sommers Mühen und Arbeit, wenn die letzten fruchtschweren Garben heimgeführt wurden, begannen im alten Schlesien der Jahrhundertwende die lustigen, frohen Erntefeste. Lustig klangen die Fiedeln auf zum Tanz, und Bauer und Bäuerin, Schnitter und Schnitterinnen wiegen sich im Reigen und aßen den berühmten „Schnitterkuch“. Viele alte Bräuche wurden wieder lebendig. In den Dörfern bei Neisse, Neuz, Lindewiese und Wischke, begaben sich am ersten Sonntag nach Beendigung der Getreideernte die Abrafferinnen und überhaupt die tanzfähige weibliche Jugend zur Ausschmückung des „Wiskranzes“ (Erntekranz) in die Wohnung der „Wiskranzmutter“, einer Bäuerin, welche diese Ehre durch Bewirtung mit Kaffee und Kuchen zu empfangen hatte.

Der Kranz in Form einer Krone aus Weizenähren, Blumen und grünen Reisern gewunden, mit rotseidenen Bändern und Behängen von den roten Beeren der Eberesche, bisweilen sogar mit vergoldeten Äpfeln geschmückt, wurde am Festtage von der Wiskranzmutter in feierlichem Zuge abgeholt. Hinter einer Musikantenbande schritten als Trägerinnen des Kranzes die zwei schönsten Mädchen, die übrigen folgten paarweise nach dem Kretscham, wo der Kranz mitten im Tanzsaal an der Decke aufgehängt wurde. Dann wurde getanzt, und es entsprach einer alten Sitte, daß hier die Burschen zum Tanz auffordern mußten. Dem „Wiskrantz“ wurde gern und eifrig zugesprochen.

Sehr reich gestaltete sich die Erntefeier in den wohlhabenden Dörfern zwischen Schweidnitz und Striegau. Bei der Wiskranzmutter, gewöhnlich der Frau eines Erntearbeiters, wurde der Kranz gefertigt. Über ein Reifengestell hoch man Weizenähren, Eichenlaub, Heidelbeerkraut und allerhand Gartenblumen, steckte auf den Gipfel ein Fähnlein von Filzergold, mit lang herabhängenden roten Seidenbändern geschmückt und von sechs Wachslichtern umgeben. Zahlreiche andere goldene Fähnlein, Schiefeln mit Rotseiden und anderen Naschen waren an den Seiten befestigt. Jeder Teilnehmer am Festzuge trug an der Brust ein Riechöl aus Rosmarin, Nelken, Levkojen und Muskatblüte mit einer roten Seidenschleife. Am Erntedankfest wurde der „Wiskrantz“ von der „Wiskranzmutter“ abgeholt und von den zwei schönsten Mädchen, vor-

denen die eine einen schönen Blumenkranz um den Kopf hatte, zum Hofe der Gutsherrschaft getragen.

Hinter den Musikanten schritten die Kranzträgerinnen, dann die jungen Mädchen, Frauen und zuletzt die Männer mit dem Vormäher an der Spitze. Auf dem Hof empfing der Gutsherr mit seiner Gemahlin den Zug; eine der Trägerinnen trat mit dem Wiskrantz auf dem Kopf der Gutsherrschaft entgegen und sagte folgenden Vers auf:

„Gott grüße Sie! Hier bringen wir den Kranz; Daß Gott wohl pfleant, Daß übers Jahr so viel Schock sein, Wie heuer Körnlein im Kranz sein.“

Ein anderes schön geputztes Mädchen überreichte dann der Gutsherrschaft auf einem mit Rosmarin, Nelken und Filzergold verzierten Teller zwei schwarze Tauben, an Hals und Flügeln mit rotseidenen Bändern geschmückt. Dann wurde das „Wiskrantz“ und der „Schnitterkuch“ verteilt und ein frohes Feiern begann. Der Vormäher eröffnete mit der Gutsherrin den Reigen, ihm folgte der Gutsherr mit der „Wiskrantz“. Wer an diesem Tag mit dem Wiskrantz tanzte, mußte diese Ehre, ähnlich wie bei der Hochzeit den Brautpaar, be-

zahlen. Erst nach diesen Ehrenätzen durften auch die übrigen ihre Tanzlust befriedigen, und während Speisen und Getränke herumgereicht wurden, drehte sich die Schaar der Männer, Frauen, Knaben und Mädchen fröhlich im Kreis herum. Die Kranzträgerinnen verteilten an die männlichen Gäste „Riechöl“ aus Rosmarin und Muskatblüte und forderten sie damit zum Tanzen auf. Zuletzt zog der Festzug in derselben Ordnung, wie er gekommen, in die Dorfschenke, wo schon die übrigen, tanzlustigen Dorfbewohner warteten, um sich bis tief in die Nacht einer ausgelassenen Fröhlichkeit hinzugeben.

Im oberen Quersaale, in den Dörfern um das Städtchen Friedeberg, herrschte die Sitte, daß die Knechte und Bubenräthe, nachdem die Ernte glücklich beendet war, mit einem von vier Pferden gezogenen Erntewagen zur Stadt fuhren. Sie beluden ihn mit Garben von allen Getreidearten, schmückten ihn, wie sich selbst, mit Kränzen und Sträußen und zogen so unter Anführung einer Musikgruppe mehrere Male um das Rathaus herum. Hierauf kehrten sie wieder nach ihrem Dorfe zurück, wo der Tag mit Musik und fröhlichem Tanz im Kretscham zu Ende gebracht wurde.

ERNTEDANKFEST IM ALTEN SCHLESSEN

„Gott grüße Sie, hier bringen wir den Kranz!“

denen die eine einen schönen Blumenkranz um den Kopf hatte, zum Hofe der Gutsherrschaft getragen.

Unvergessenes, schönes Johannisburg

In der „Heide“ werden die Kiefern 400 Meter hoch

Als einmal Besuch aus dem Oesterreichischen nach unserem Johannisburg in Ostpreußen kam, waren sie über die Schönheit der Wälder und Seen in Masuren begeistert. Das wollte schon etwas heißen, denn auch Oesterreich hat sein Kärntner Land und seine Steiermark und außerdem waren unsere Gäste quer durch Deutschland gewandert oder gepaddelt und hätten dabei überall Station gemacht, wo es schön gewesen war. Bei uns in Ostpreußen waren die Brüder aus dem deutschen Nachbarland dann noch über die herrliche Gastfreundschaft der Menschen überrascht und über deren deutsche Art. Man wußte, daß von Johannisburg die polnische-russische Grenze noch nicht einmal einen Kanonenschuß entfernt lag, aber nirgendwo hörte man auf der Straße außer dem masurischen Platt, die östlichen Sprachen, und die ganze Haltung der Menschen war deutsch und nichts anderes.

Bei klarem Wetter sah man vom Rathausurm südlich die Orte Gehsen und Fischborn liegen und über die Grenze bis fast nach Czernone, das am halben Weg zur russischen Festung Kolno lag.

In Johannisburg selbst verließ auch nach Süden die Graf Yorckstraße, die früher einmal Warschauer Straße hieß. Man hatte sie in Erinnerung an den militärischen Führer wider Napoleon I. Graf Yorck v. Warburg umgetauft. In ihr gab es herrliche Kiefern, preussische Kiefernstämmchen, die glücklichste Zeit seines Lebens verbracht hatte. Das war in den Jahren von 1797 bis 1799.

Anno 1945 waren es 600 Jahre her, daß die Johannisburg an dem im Mittelalter für den Güterverkehr nach Warschau so lebenswichtigen „Pisseck“ gegründet worden war. Der Fluß verbindet den nahen Roschsee mit dem Narwe. Die Deutschen nannten ihn „Gallnde“. In ihr gab es herrliche Kiefern, und sonst war sie für die Angler ein wahres Eldorado. Mitten in Johannisburg lag an ihrem Ufer das schmucke Bootshaus des Ruderklub, das 1942 bis auf die Grundmauern abbrannte und nicht mehr aufgebaut werden konnte, und weiter nordwärts befand sich das Seglerheim. Die weite Fläche des Sees bot den rechten Tummelplatz für den Wassersport und an seinen Ufern gab es

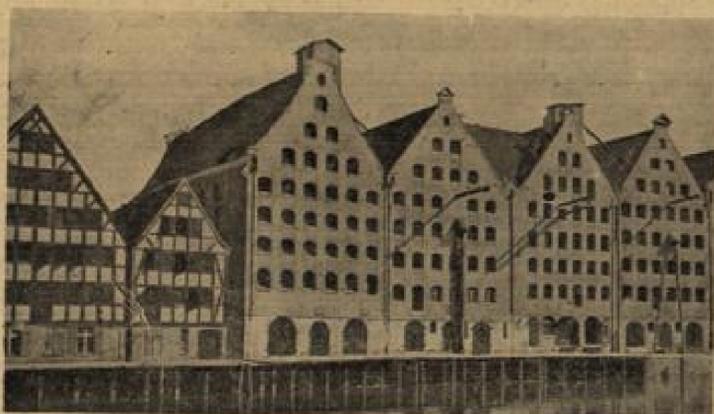
sonnige Badestellen. Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts verband ein Kanal den Roschsee mit dem Sextersee, der ein südlicher Ausläufer des Spirdingsees ist, der mit dem Masurensee zusammen ein natürlicher Schutz der Feste Boyen bei Lötzau war, die von den Russen 1814 vergeblich belagert wurde. Der Sexter-Roschsee Kanal verkürzte den Weg nach dem südöstlichen Masurenzipfel um rund 22 Kilometer.

Den „Pisseck 2“ hatten die Polen veranlaßt lassen. Daraus zogen die Johannisburger ihren Nutzen, die den wegen der Flußveränderung zwangsläufig einsetzenden Ost-West-Wagenverkehr verproviantierten, der durch die sprichwörtlich gewordenen dunklen Wälder nach Ortelsburg führte, ehe die Eisenbahn von Allenstein über Johannisburg nach Lyck den Waldgürtel durchbrach. Die Stadt gab hier dem größten Waldgebiet in Preußen seinen Namen: „Johannisburger Heide“. Die Kiefern standen bis zu 400 Meter hoch, und ihr Holz war im Reich gefragt. Eichen gab es bei Krutinnen und Pfeilwalde, Eichen waren im „Poppenschen Forst“ und im Bärenwinkel.

Bei dem Wort klingt eine wehmütige Erinnerung an den guten alten Bärenfang auf, den Honigknops, der nirgends so gut mundete, wie in Masuren. Dort gab es auch den in aller Welt berühmten Kosaken, oder Masurenmokka, den der Krugwirt Krisk in Wierteln braute und sich damit ein Vermögen geschaffen hatte.

Vor dem Rathaus in Johannisburg stand das Bismarckdenkmal, das die Russen schon 1914 demontierten und verschleppten. Durch einen Zufall wurde die Bronzestatue entdeckt und mit einer diplomatischen Geste der Sowjets vor dem zweiten Weltkrieg den Johannisburgern wieder ausgeliefert.

Übrigens hätte 1945 das ostpreussische Johannisburg auch seine Dreihundertjahrfeier als Stadt begehen können. Seine Stadtrandstedlungen nach Süden und Osten waren Ausdruck eines hier an der Grenze starken deutschen Lebens. In den Schmuckanlagen der Stadt an der Gallinde stand der wichtige Findelstein in den Worten des ostpreussischen Oberpräsidenten Siehr darauf eingemeißelt: „Dies Land bleibt deutsch!“



ALTE GIEBELHÄUSER IM DANZIGER HAFEN

Diese alten Giebelhäuser im Danziger Hafen bargen die geräumigen Speicher der Kaufleute. Im Kriege wurden sie größtenteils zerstört, von den Polen jedoch nach den alten Vorbildern wieder aufgebaut.